

Herausgegeben von

Alexander Mitscherlich · Angela Richards · James Strachey

Mitherausgeber des Ergänzungsbandes

Ilse Grubrich-Sinitis

SIGMUND FREUD

Studienausgabe

BAND III

Psychologie des Unbewußten

Band III: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911) · Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse (1912) · Zur Einführung des Narzissmus (1914) · Triebe und Triebchicksale (1915) · Die Verdrängung (1915) · Das Unbewußte (1915) · Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre (1917 [1915]) · Trauer und Melancholie (1917 [1915]) · Jenseits des Lustprinzips (1920) · Das Ich und das Es (1923) · Neurose und Psychose (1924 [1923]) · Das ökonomische Problem des Masochismus (1924) · Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose (1924) · Notiz über den ‚Wunderblock‘ (1925 [1924]) · Die Verneinung (1925) · Fetischismus (1927) · Die Ichspaltung im Abwehrvorgang (1940 [1938])

S. FISCHER VERLAG

Trauer und Melancholie

(1917 [1915])

EDITORISCHE VORBEMERKUNG

Deutsche Ausgaben:

- 1917 *Int. Z. ärztl. Psychoanal.*, Bd. 4 (6), 288–301.
 1918 S. K. S. N., Bd. 4, 356–77. (1922, 2. Aufl.)
 1924 G. S., Bd. 5, 535–53.
 1924 *Technik und Metapsychol.*, 257–75.
 1931 *Theoretische Schriften*, 157–77.
 1946 G. W., Bd. 10, 428–46.

Wie wir von Ernest Jones (1962 a, 388 f.) erfahren, hatte Freud ihm das Thema der vorliegenden Arbeit schon im Januar 1914 auseinandergesetzt, und am 30. Dezember jenes Jahres sprach er darüber vor der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Den ersten Entwurf der Abhandlung verfaßte er im Februar 1915. Er leitete ihn Abraham zu, der mit längeren Kommentaren antwortete; darunter fand sich der wichtige Hinweis, daß eine Verbindung zwischen der Melancholie und der oralen Phase der Libidoentwicklung bestehe (s. unten, S. 203–4). (Vgl. Abrahams Brief vom 31. März und Freuds Antwort darauf vom 4. Mai 1915; beide Briefe finden sich in Freud, 1965 a, S. 206 ff. und S. 211–2.) Die endgültige Fassung war am 4. Mai 1915 abgeschlossen, die Arbeit wurde aber, wie die davor geschriebene – »Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre« (1917 d) –, erst zwei Jahre später gedruckt.

Aber schon lange davor (vermutlich im Januar 1895) hatte Freud an Fliess einen ausführlichen Erklärungsversuch der Melancholie geschickt (worunter er immer auch das Verstand, was wir heute depressive Zustände nennen würden), jedoch in rein neurologischer Terminologie (Freud, 1950 a, Manuskript G). Dieser Versuch war nicht besonders fruchtbar, doch wurde er nicht lange danach von einer psychologischen Betrachtung der Melancholie abgelöst: Kaum zwei Jahre später begegnen wir einem der bemerkenswertesten Beispiele von Voransicht bei Freud, nämlich in einem ebenfalls an Fliess geschickten Manuskript mit der Überschrift »Notizen III«. Dieses auf den 31. Mai 1897 datierte Manuskript enthält übrigens einen ersten andeutenden Hinweis auf den Ödipuskomplex (Freud, 1950 a, Manuskript N). Die betreffende Passage, die inhaltlich so kondensiert ist, daß sie stellenweise dunkel bleibt, verdient es, vollzitiert zu werden:

»Die feindseligen Impulse gegen die Eltern (Wunsch, daß sie sterben mögen) sind gleichfalls ein integrierender Bestandteil der Neurose. Als Zwangsvor-

Editorische Vorbemerkung

stellung kommen sie bewußt zutage. Bei Paranoia entspricht ihnen das Ärgste am Verfolgungswahn (pathologisches Mißtrauen der Herrscher und Monarchen). Verdängert werden diese Impulse zuzeiten, wenn sich Mitleid für die Eltern regt, Krankheit, Tod derselben. Dann ist es eine Äußerung der Trauer, sich Vorwürfe über ihren Tod zu machen (sog. Melancholien) oder sich hysterisch, mittels der Vergeltungsidee, mit denselben [Krankheits-]Zuständen zu bestrafen, welche sie gehabt haben. Die dabei stattfindende Identifizierung ist, wie man sieht, nichts anderes als ein Denkmodus und macht die Suche nach dem Motiv nicht überflüssig.« (Ibid., S. 221.)

Von einer weiteren Verfolgung des in dieser Passage skizzierten Gedankenganges in Anwendung auf die Melancholie scheint Freud dann gänzlich abgekommen zu sein. Tatsächlich wird der Zustand bis zur vorliegenden Arbeit kaum jemals erwähnt, sieht man von einigen wenigen Bemerkungen im Rahmen einer Diskussion über Selbstmord vor der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung (1910 g) ab, wo Freud die Wichtigkeit der Vergleichung von Melancholie und normaler Trauer hervorhob, das psychologische Problem, das darin beschlossen sei, jedoch für noch unlösbar erklärte.

Was Freud befähigte, das Thema erneut aufzugreifen, war natürlich die Einführung der Begriffe des Narzissmus und des Ichideals. Insofern kann die vorliegende Arbeit als eine Erweiterung der Narzissmus-Abhandlung betrachtet werden, die Freud im Jahre zuvor (1914 c) verfaßt hatte. Während er in jener Arbeit das Wirken der »kritischen Instanz« in Fällen von Paranoia beschrieb (s. S. 62 f., oben), sieht er diese Instanz jetzt auch bei der Melancholie am Werk. Aber die Bedeutung dieser Arbeit geht über die Erklärung des Mechanismus eines einzelnen pathologischen Zustandsbildes hinaus, obwohl das nicht so gleich erkannt wurde. Das darin enthaltene Material führte nämlich zu den weiteren Erwägungen über die »kritische Instanz«, die in Kapitel XI der *Massenpsychologie* (1921 c), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 120 ff., erscheinen, und diese wiederum leiteten über zur Hypothese des Über-Ichs in *Das Ich und das Es* (1923 b) sowie zu einer Neubewertung des Schuldgefühls.

Auf einer anderen Ebene verlangte diese Arbeit auch die Überprüfung des Wesens der Identifikation. Freud scheint zunächst geneigt gewesen zu sein, die Identifizierung eng an die orale oder kanibalische Phase der Libidoentwicklung angelehnt, ja vielleicht sogar von ihr abhängig zu sehen. So hatte er in *Totem und Tabu* (1912–13), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 426, hinsichtlich der Beziehung der Söhne zum Vater der Urhorde geschrieben: »Nun setzen sie im Akte des Verzehrens die Identifizierung mit ihm durch...« Ebenso bezeichnete er in einer Passage, die er seinen *Drei Abhandlungen* bei der dritten Auflage (1915 veröffentlicht, aber schon einige Monate vor der vorliegenden Arbeit verfaßt) hinzufügte, die oral-kanibalische Phase als »Vorbild dessen, was späterhin als Identifizierung eine so bedeutsame psychische Rolle spielen wird.« (*Studienausgabe*, Bd. 5, S. 103.) In der vorliegenden Arbeit spricht er (S. 203, unten) von der Identifizierung als »Vorstufe der Objektwahl«, als erster »Art,

wie das Ich ein Objekt auszeichnet¹, und fährt fort: »Es möchte sich dieses Objekt einverleiben, und zwar der oralen oder kannibalischen Phase der Libidoentwicklung entsprechend, auf dem Wege des Fressens.«¹ Wenn also Abraham auf die Bedeutung der oralen Phase für die Melancholie hingewiesen haben möchte, so war Freud schon darauf vorbereitet; denn sein eigenes Interesse hatte sich bereits früher in diese Richtung gewandt, wie entsprechende Überlegungen in der Krankengeschichte des »Wolfsmannes« (1918b) bezeugen, die im Laufe des Herbstes 1914 niedergeschrieben wurde und in der die orale Phase eine hervorragende Rolle spielt. (S. *Studienausgabe*, Bd. 8, S. 217-8.) Einige Jahre später, in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921c), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 98ff., wird das Thema der Identifikation explizit in Fortsetzung der in der vorliegenden Arbeit geführten Diskussion wieder aufgenommen; indessen scheint sich Freuds Ansicht gewandelt oder vielleicht auch nur geklärt zu haben. Die Identifizierung, so heißt es dort, ist ein Vorgang, der der Objektbesetzung *vorangeht* und sich von dieser unterscheidet, obwohl es dann doch wieder heißt: »Sie benimmt sich wie ein Abkömmling der ersten oralen Phase...« Diese Auffassung der Identifizierung wird auch in vielen späteren Schriften Freuds immer wieder betont, so in *Das Ich und das Es* (1923b), Kapitel III, wo Freud schreibt, die Identifizierung mit den Eltern »scheint zunächst nicht Erfolg oder Ausgang einer Objektbesetzung zu sein, sie ist eine direkte und unmittelbare und früher als jede Objektbesetzung«. (S. unten, S. 299.)

Was Freud selbst später offenbar als die wichtigste Erkenntnis der vorliegenden Arbeit betrachtet hat, ist jedoch die Darstellung des Vorgangs, wie eine Objektbesetzung in der Melancholie durch eine Identifizierung ersetzt wird. In Kapitel III von *Das Ich und das Es* (unten, S. 296ff.) führt er aus, daß dieser Vorgang nicht auf die Melancholie beschränkt, vielmehr ganz allgemein sei. Solche regressiven Identifizierungen, meint er, seien weitgehend die Grundlage dessen, was wir den »Charakter« eines Menschen nennen. Aber, was noch viel wichtiger war, er wies darauf hin, daß die allerfrühesten dieser regressiven Identifizierungen – diejenigen, die aus dem Untergang des Ödipus-komplexes stammen – einen ganz besonderen Platz im Seelenleben einnehmen, indem sie den Kern des Über-Ichs bilden.

¹ Der Terminus »Introjektion« erscheint in dieser Arbeit nicht, obwohl Freud ihn schon in anderem Zusammenhang in der ersten dieser Gruppe der metapsychologischen Arbeiten (oben, S. 98) verwendet hatte. Als er in dem oben im Text erwähnten Kapitel seiner *Massenpsychologie* auf das Thema der Identifizierung zurückkam, benutzte er mehrmals die Bezeichnung »Introjektion«, und sie erscheint, wenigstens nicht sehr häufig, auch in seinen folgenden Schriften.

Nachdem uns der Traum als Normalvorbild der narzißtischen Seelenstörungen gedient hat, wollen wir den Versuch machen, das Wesen der Melancholie durch ihre Vergleichung mit dem Normalaffekt der Trauer zu erhalten. Wir müssen aber diesmal ein Bekenntnis vorausschicken, welches vor Überschätzung des Ergebnisses warnen soll. Die Melancholie, deren Begriffsbestimmung auch in der deskriptiven Psychiatrie schwankend ist, tritt in verschiedenartigen klinischen Formen auf, deren Zusammenfassung zur Einheit nicht gesichert scheint, von denen einige eher an somatische als an psychogene Affektionen mahnen. Unser Material beschränkt sich, abgesehen von den Eindrücken, die jedem Beobachter zu Gebote stehen, auf eine kleine Anzahl von Fällen, deren psychogene Natur keinem Zweifel unterlag. So werden wir den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit unserer Ergebnisse von vornherein fallenlassen und uns mit der Erwägung trösten, daß wir mit unseren gegenwärtigen Forschungsmitteln kaum etwas finden können, was nicht *typisch* wäre, wenn nicht für eine ganze Klasse von Affektionen, so doch für eine kleinere Gruppe.

Die Zusammenstellung von Melancholie und Trauer erscheint durch das Gesamtbild der beiden Zustände gerechtfertigt¹. Auch die Anlässe zu beiden aus den Lebenswirkungen fallen dort, wo sie überhaupt durchsichtig sind, zusammen. Trauer ist regelmäßig die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw. Unter den nämlichen Einwirkungen zeigt sich bei manchen Personen, die wir darum unter den Verdacht einer krankhaften Disposition setzen, an Stelle der Trauer eine Melancholie. Es ist auch sehr bemerkenswert, daß es uns niemals einfällt, die Trauer als einen krankhaften Zustand zu betrachten und dem Arzt zur Behandlung zu übergeben, obwohl sie schwere Abweichungen vom normalen Lebensverhalten mit sich bringt. Wir ver-

¹ Auch Abraham, dem wir die bedeutsamste unter den wenigen analytischen Studien über den Gegenstand verdanken, ist von dieser Vergleichung ausgegangen (1912). [Freud selbst hatte diese Verbindung schon 1910 und noch früher gesehen. (S. die »Editorische Vorbemerkung«, S. 194-5, oben.)]

trauen darauf, daß sie nach einem gewissen Zeitraum überwinden sein wird, und halten eine Störung derselben für unzuweckmäßig, selbst für schädlich.

Die Melancholie ist seelisch ausgezeichnet durch eine tief schmerzliche Verstimmung, eine Aufhebung des Interesses für die Außenwelt, durch den Verlust der Liebefähigkeit, durch die Hemmung jeder Leistung und die Herabsetzung des Selbstgefühls, die sich in Selbstvorwürfen und Selbstbeschimpfungen äußert und bis zur wahnhaften Erwartung von Strafe steigert. Dies Bild wird unserem Verständnis nähergerückt, wenn wir erwägen, daß die Trauer dieselben Züge aufweist, bis auf einen einzigen; die Störung des Selbstgefühls fällt bei ihr weg. Sonst aber ist es dasselbe. Die schwere Trauer, die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person, enthält die nämliche schmerzliche Stimmung, den Verlust des Interesses für die Außenwelt – soweit sie nicht an den Verstorbenen mahnt –, den Verlust der Fähigkeit, irgendein neues Liebesobjekt zu wählen – was den Betrauernten ersetzen heiße –, die Abwendung von jeder Leistung, die nicht mit dem Andenken des Verstorbenen in Beziehung steht. Wir fassen es leicht, daß diese Hemmung und Einschränkung des Ichs der Ausdruck der ausschließlichen Hingabe an die Trauer ist, wobei für andere Absichten und Interessen nichts übrigbleibt. Eigentlich erscheint uns dieses Verhalten nur darum nicht pathologisch, weil wir es so gut zu erklären wissen.

Wir werden auch den Vergleich guthießen, der die Stimmung der Trauer eine »schmerzliche« nennt. Seine Berechtigung wird uns wahrscheinlich einleuchten, wenn wir insand sind, den Schmerz ökonomisch zu charakterisieren¹.

Worin besteht nun die Arbeit, welche die Trauer leistet? Ich glaube, daß es nichts Gezwungenes enthält wird, sie in folgender Art darzustellen: Die Realitätsprüfung hat gezeigt, daß das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erläßt nun die Aufforderung, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. Dagegen erhebt sich ein begreifliches Sträuben – es ist allgemein zu beobachten, daß der Mensch eine Libidoposition nicht gern verläßt, selbst dann nicht, wenn ihm Ersatz bereits winkt. Dies Sträuben kann so intensiv sein, daß eine Abwendung von der Realität und ein Festhalten des Objekts durch eine halluzinatorische Wunschpsychose (siehe die vorige Abhandlung [S. 186f.]) zustande kommt. Das Normale ist, daß der Respekt vor der

¹ [S. oben, S. 108, Anm. 1.]

Realität den Sieg behält. Doch kann ihr Auftrag nicht sofort erfüllt werden. Er wird nun im einzelnen unter großem Aufwand von Zeit und Besetzungsennergie durchgeführt und unterdes die Existenz des verlorenen Objekts psychisch fortgesetzt. Jede einzelne der Erinnerungen und Erwartungen, in denen die Libido an das Objekt geknüpft war, wird eingestellt, überbesetzt und an ihr die Lösung der Libido vollzogen¹. Warum diese Kompromißleistung der Einzeldurchführung des Realitätsgebotes so außerordentlich schmerzhaft ist, läßt sich in ökonomischer Begründung gar nicht leicht angeben. Es ist merkwürdig, daß uns diese Schmerzverlust selbstverständlich erscheint. Tatsächlich wird aber das Ich nach der Vollendung der Trauarbeit wieder frei und ungehemmt².

Wenden wir nun auf die Melancholie an, was wir von der Trauer erfahren haben. In einer Reihe von Fällen ist es offenbar, daß auch sie Reaktion auf den Verlust eines geliebten Objekts sein kann; bei anderen Veranlassungen kann man erkennen, daß der Verlust von mehr ideeller Natur ist. Das Objekt ist nicht etwa real gestorben, aber es ist als Liebesobjekt verlorengegangen (z. B. der Fall einer verlassenen Braut). In noch anderen Fällen glaubt man an der Annahme eines solchen Verlustes festhalten zu sollen, aber man kann nicht deutlich erkennen, was verloren wurde, und darf um so eher annehmen, daß auch der Kranke nicht bewußt erfassen kann, was er verloren hat. Ja, dieser Fall könnte auch dann noch vorliegen, wenn der die Melancholie veranlassende Verlust dem Kranken bekannt ist, indem er zwar weiß *wen*, aber nicht, *was* er an ihm verloren hat. So würde uns nahegelegt, die Melancholie irgendwie auf einen dem Bewußtsein entzogenen Objektverlust zu beziehen, zum Unterschied von der Trauer, bei welcher nichts an dem Verluste unbewußt ist.

Bei der Trauer fanden wir Hemmung und Interesslosigkeit durch die das Ich absorbierende Trauarbeit restlos aufgeklärt. Eine ähnliche innere Arbeit wird auch der unbekannt Verlust bei der Melancholie zur Folge haben und darum für die Hemmung der Melancholie verantwortlich werden. Nur daß uns die melancholische Hemmung einen rätselhaften Eindruck macht, weil wir nicht sehen können, was die

¹ Diese Vorstellung scheint schon in den *Strahlen über Hygiene* (1895 d) enthalten zu sein: ein ähnlicher Prozeß wie der oben dargelegte wird unweit des Anfangs der »Epidemie« des Falles »Fräulein Elisabeth v. R.« beschrieben.]

² [Die ökonomischen Aspekte dieses Vorgangs werden weiter unten, S. 208–9, erörtert.]

Kranken so vollständig absorbiert. Der Melancholiker zeigt uns noch eines, was bei der Trauer entfällt, eine außerordentliche Herabsetzung seines Ichgefühls, eine großartige Ichverarmung. Bei der Trauer ist die Welt arm und leer geworden, bei der Melancholie ist es das Ich selbst. Der Kranke schildert uns sein Ich als nichtswürdig, leistungsunfähig und moralisch verwerflich, er macht sich Vorwürfe, beschimpft sich und erwartet Ausstoßung und Strafe. Er erniedrigt sich vor jedem anderen, bedauert jeden der Seinigen, daß er an seine so unwürdige Person gebunden sei. Er hat nicht das Urteil einer Veränderung, die an ihm vorgefallen ist, sondern streckt seine Selbstkritik über die Vergangenheit aus; er behauptet, niemals besser gewesen zu sein. Das Bild dieses – vorwiegend moralischen – Kleinheitswahnes vervollständigt sich durch Schlaflosigkeit, Ablehnung der Nahrung und eine psychologisch höchst merkwürdige Überwindung des Triebes, der alles Lebende am Leben festzuhalten zwingt.

Es wäre wissenschaftlich wie therapeutisch gleich unfruchtbar, dem Kranken zu widersprechen, der solche Anklagen gegen sein Ich vorbringt. Er muß wohl irgendwie recht haben und etwas schildern, was sich so verhält, wie es ihm erscheint. Einige seiner Angaben müssen wir ja ohne Einschränkung sofort bestätigen. Er ist wirklich so interesselos, so unfähig zur Liebe und zur Leistung, wie er sagt. Aber das ist, wie wir wissen, sekundär, ist die Folge der inneren, uns unbekannteren Trauer vergleichbaren Arbeit, welche sein Ich aufzehrt. In einigen anderen Selbstanlagen scheint er uns gleichfalls recht zu haben und die Wahrheit nur schärfer zu erfassen als andere, die nicht melancholisch sind. Wenn er sich in gesteigertem Selbstkritik als kleintlichen, egoistischen, unaufrichtigen, unselbstständigen Menschen schildert, der nur immer bestrebt war, die Schwächen seines Wesens zu verbergen, so mag er sich unseres Wissens der Selbsterkenntnis ziemlich angenähert haben, und wir fragen uns nur, warum man erst krank werden muß, um solcher Wahrheit zugänglich zu sein. Denn es leidet keinen Zweifel, wer eine solche Selbsteinschätzung gefunden hat und sie vor anderen äußert – eine Schätzung, wie sie Prinz Hamlet für sich und alle anderen bereit hat¹ –, der ist krank, ob er nun die Wahrheit sagt oder sich mehr oder weniger unrecht tut. Es ist auch nicht schwer zu bemerken, daß zwischen dem Ausmaß der Selbsterniedrigung und ihrer realen Berech-

¹ *Use every man after his desert, and who shall scape whipping?*, Hamlet, II. Akt, 2. Szene.

tigung nach unserem Urteil keine Entsprechung besteht. Die früher brave, tüchtige und pflichttreue Frau wird in der Melancholie nicht besser von sich sprechen als die in Wahrheit nichtsnutzige, ja vielleicht hat die erstere mehr Aussicht, an Melancholie zu erkranken, als die andere, von der auch wir nichts Gutes zu sagen wüßten. Endlich muß uns auffallen, daß der Melancholiker sich doch nicht ganz so benimmt wie ein normalerweise von Reue und Selbstvorwurf Zerknirschter. Es fehlt das Sämen vor anderen, welches diesen letzteren Zustand vor allem charakterisieren würde, oder es tritt wenigstens nicht auffällig hervor. Man könnte am Melancholiker beinahe den gegenwärtigen Zug einer aufdringlichen Miteilbarkeit hervorheben, die an der eigenen Bloßstellung eine Befriedigung findet.

Es ist also nicht wesentlich, ob der Melancholiker mit seiner peinlichen Selbsterbsetzung insofern recht hat, als diese Kritik mit dem Urteil der anderen zusammentrifft. Es muß sich vielmehr darum handeln, daß er seine psychologische Situation richtig beschreibt. Er hat seine Selbstachtung verloren und muß guten Grund dazu haben. Wir stehen dann allerdings vor einem Widerspruch, der uns ein schwer lösbares Rätsel aufgibt. Nach der Analogie mit der Trauer müssen wir schließen, daß er einen Verlust am Objekte erlitten hat; aus seinen Aussagen geht ein Verlust an seinem Ich hervor.

Ehe wir uns mit diesem Widerspruch beschäftigen, verweilen wir einen Moment lang bei dem Einblick, den uns die Affektion des Melancholikers in die Konstitution des menschlichen Ichs gewährt. Wir sehen bei ihm, wie sich ein Teil des Ichs dem anderen gegenüberstellt, es kritisch wertet, es gleichsam zum Objekt nimmt. Unser Verdacht, daß die hier vom Ich abgespaltene kritische Instanz auch unter anderen Verhältnissen ihre Selbstständigkeit erweisen könnte, wird durch alle weiteren Beobachtungen bestätigt werden. Wir werden wirklich Grund finden, diese Instanz vom übrigen Ich zu sondern. Was wir hier kennenlernen, ist die gewöhnlich *Gewissen* genannte Instanz; wir werden sie mit der Bewußtseinszensur und der Realitätsprüfung zu den großen Ichinstanzen rechnen¹ und irgendwo auch die Beweise dafür finden, daß sie für sich allein erkranken kann. Das Krankheitsbild der Melancholie läßt das moralische Mißfallen am eigenen Ich vor anderen Ausstellungen hervortreten: körperliche Gebrechen, Häßlichkeit, Schwäche, soziale Minderwertigkeit sind weit seltener Gegenstand der Selbsteinschät-

¹ [S. die vorhergehende Abhandlung, S. 189 f.]

zung; nur die Verarmung nimmt unter den Befürchtungen oder Behauptungen des Kranken eine bevorzugte Stelle ein.

Zur Aufklärung des vorhin [am Ende des vorherigen Absatzes] aufgestellten Widerspruchs führt dann eine Beobachtung, die nicht einmal schwer anzustellen ist. Hört man die mannigfachen Selbstanklagen des Melancholikers geduldig an, so kann man sich endlich des Eindruckes nicht erwehren, daß die stärksten unter ihnen zur eigenen Person oft sehr wenig passen, aber mit geringfügigen Modifikationen einer anderen Person anzupassen sind, die der Kranke liebt, geliebt hat oder lieben sollte. Sooft man den Sachverhalt untersucht, bestätigt er diese Vermutung. So hat man denn den Schlüssel des Krankheitsbildes in der Hand, indem man die Selbstvorwürfe als Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt erkennt, die von diesem weg auf das eigene Ich gewälzt sind.

Die Frau, die laut ihrem Mann bedauert, daß er an eine so untüchtige Frau gebunden ist, will eigentlich die Untüchtigkeit des Mannes anklagen, in welchem Sinne diese auch gemeint sein mag. Man braucht sich nicht so sehr zu verwundern, daß einige echte Selbstvorwürfe unter die rückgewendeten eingestreut sind; sie dürfen sich vordrängen, weil sie dazu verhelfen, die anderen zu verdecken und die Erkenntnis des Sachverhaltes unmöglich zu machen, sie stammen ja auch aus dem Für und Wider des Liebesstreites, der zum Liebesverlust geführt hat. Auch das Benehmen der Kranken wird jetzt um vieles verständlicher. Ihre Klagen sind *Anklagen*, gemäß dem alten Sinne des Wortes; sie schämen und verbergen sich nicht, weil alles Herabsetzende, was sie von sich aussagen, im Grunde von einem anderen gesagt wird; und sie sind weit davon entfernt, gegen ihre Umgebung die Demut und Unterwürfigkeit zu bezeugen, die allein so unwürdigen Personen geziemen würde, sie sind vielmehr im höchsten Grade quälerisch, immer wie gekränkt und als ob ihnen ein großes Unrecht widerfahren wäre. Dies ist alles nur möglich, weil die Reaktionen ihres Benehmens noch von der seelischen Konstellation der Auflehnung ausgehen, welche dann durch einen gewissen Vorgang in die melancholische Zerkränkung übergeführt worden ist.

Es hat dann keine Schwierigkeit, diesen Vorgang zu rekonstruieren. Es hatte eine Objektwahl, eine Bindung der Libido an eine bestimmte Person bestanden; durch den Einfluß einer *realen Kränkung oder Enttäuschung* von seiten der geliebten Person trat eine Erschütterung dieser Objektbeziehung ein. Der Erfolg war nicht der normale einer Abziehung der Libido von diesem Objekt und Verschiebung derselben auf ein

neues, sondern ein anderer, der mehrere Bedingungen für sein Zustandekommen zu erfordern scheint. Die Objektbesetzung erwies sich als wenig resistent, sie wurde aufgehoben, aber die freie Libido nicht auf ein anderes Objekt verschoben, sondern ins Ich zurückgezogen. Dort fand sie aber nicht eine beliebige Verwendung; sondern diene dazu, eine *Identifizierung* des Ichs mit dem aufgegebenen Objekt herzustellen. Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich, welches nun von einer besonderen¹ Instanz wie ein Objekt, wie das verlassene Objekt, beurteilt werden konnte. Auf diese Weise hatte sich der Objektverlust in einen Ichverlust verwandelt, der Konflikt zwischen dem Ich und der geliebten Person in einen Zwiespalt zwischen der Ichkritik und dem durch Identifizierung veränderten Ich.

Von den Voraussetzungen und Ergebnissen eines solchen Vorganges läßt sich einiges unmittelbar erraten. Es muß einerseits eine starke Fixierung an das Liebesobjekt vorhanden sein, andererseits aber im Widerspruch dazu eine geringe Resistenz der Objektbesetzung. Dieser Widerspruch scheint nach einer treffenden Bemerkung von O. Rank zu fordern, daß die Objektwahl auf narzisstischer Grundlage erfolgt sei, so daß die Objektbesetzung, wenn sich Schwierigkeiten gegen sie erheben, auf den Narzissmus regredieren kann. Die narzisstische Identifizierung mit dem Objekt wird dann zum Ersatz der Liebesbesetzung; was den Erfolg hat, daß die Liebesbeziehung trotz des Konflikts mit der geliebten Person nicht aufgegeben werden muß. Ein solcher Ersatz der Objektliebe durch Identifizierung ist ein für die narzisstischen Affektionen bedeutsamer Mechanismus; K. Landauer hat ihn kürzlich in dem Heilungsvorgang einer Schizophrenie aufdecken können (1914). Er entspricht natürlich der *Regression* von einem Typus der Objektwahl auf den ursprünglichen Narzissmus. Wir haben an anderer Stelle ausgeführt, daß die Identifizierung die Vorstufe der Objektwahl ist und die erste, in ihrem Ausdruck ambivalente Art, wie das Ich ein Objekt auszeichnet. Es möchte sich dieses Objekt einverleiben, und zwar der oralen oder kanibalischen Phase der Libidoentwicklung entsprechend, auf dem Wege des Fressens². Auf diesen Zusammenhang führt Abraham wohl mit Recht die Ablehnung der Nahrungsaufnahme zurück, welche sich bei schwerer Ausbildung des melancholischen Zustandes kundgeb³.

¹ [Dieses Wort ist in der ersten Ausgabe (1917) nicht enthalten.]

² [S. oben, S. 101. Vgl. auch die 'Editorische Vorbemerkung', S. 195-6.]

³ [Als erster machte Abraham Freud auf diese Annahme in seinem Brief vom 31. März 1915 aufmerksam. (Vgl. Freud, 1965 a, S. 208.)]

Der von der Theorie geforderte Schluß, welcher die Disposition zur melancholischen Erkrankung oder eines Stückes von ihr in die Vorherrschaft des narzißischen Typus der Objektwahl verlegt, entbehrt leider noch der Bestätigung durch die Untersuchung. Ich habe in den einleitenden Sätzen dieser Abhandlung bekannt, daß das empirische Material, auf welches diese Studie gebaut ist, für unsere Ansprüche nicht zureicht. Dürfen wir eine Übereinstimmung der Beobachtung mit unseren Ableitungen annehmen, so würden wir nicht zögern, die Regression von der Objektbesetzung auf die noch dem Narzißismus angehörige orale Libidophase in die Charakteristik der Melancholie aufzunehmen. Identifizierungen mit dem Objekt sind auch bei den Übertragungsneurosen keineswegs selten, vielmehr ein bekannter Mechanismus der Symptombildung, zumal bei der Hysterie. Wir dürfen aber den Unterschied der narzißischen Identifizierung von der hysterischen darin erblicken, daß bei ersterer die Objektbesetzung aufgelassen wird, während sie bei letzterer bestehenbleibt und eine Wirkung äußert, die sich gewöhnlich auf gewisse einzelne Aktionen und Innerationen beschränkt. Immerhin ist die Identifizierung auch bei den Übertragungsneurosen der Ausdruck einer Gemeinschaft, welche Liebe bedeuten kann. Die narzißische Identifizierung ist die ursprünglichere und eröffnet uns den Zugang zum Verständnis der weniger gut studierten hysterischen¹.

Die Melancholie entlehnt also einen Teil ihrer Charaktere der Trauer, den anderen Teil dem Vorgang der Regression von der narzißischen Objektwahl zum Narzißismus. Sie ist einerseits wie die Trauer Reaktion auf den realen Verlust des Liebesobjekts, aber sie ist überdies mit einer Bedingung behaftet, welche der normalen Trauer abgeht oder dieselbe, wo sie hinzutritt, in eine pathologische verwandelt. Der Verlust des Liebesobjekts ist ein ausgezeichneter Anlaß, um die Ambivalenz der Liebesbeziehungen zur Geltung und zum Vorschein zu bringen². Wo die Disposition zur Zwangsnervose vorhanden ist, verleiht darum der Ambivalenzkonflikt der Trauer eine pathologische Gestaltung und zwingt sie, sich in der Form von Selbstwürfen, daß man den Verlust des Liebesobjekts selbst verschuldet, d. h. gewollt habe, zu äußern. In solchen zwangsnervösen Depressionen nach dem Tode geliebter Per-

¹ Das Gesamtthema der Identifizierung wird von Freud noch einmal in Kapitel VII seiner *Massenpsychologie* (1921 c), *Studienausgabe*, Bd. 9, S. 98 ff., erörtert. Eine frühe Diskussion der hysterischen Identifizierung findet sich in der *Tramandierung* (1900 d), *Studienausgabe*, Bd. 2, S. 165–6.]

² Ein großer Teil dessen, was hier folgt, wird in Kapitel V von *Das Ich und das Es* (1923 b) näher ausgeführt. (S. unten, S. 317 ff.)

sonen wird uns vorgeführt, was der Ambivalenzkonflikt für sich allein leistet, wenn die regressive Einziehung der Libido nicht mit dabei ist. Die Anlässe der Melancholie gehen meist über den klaren Fall des Verlustes durch den Tod hinaus und umfassen alle die Situationen von Krankheit, Zurücksetzung und Enttäuschung; durch welche ein Gegensatz von Lieben und Hassen in die Beziehung eingetragen oder eine vorhandene Ambivalenz verstärkt werden kann. Dieser Ambivalenzkonflikt, bald mehr realer, bald mehr konstitutiver Herkunft, ist unter den Voraussetzungen der Melancholie nicht zu vernachlässigen. Hat sich die Liebe zum Objekt, die nicht aufgegeben werden kann, während das Objekt selbst aufgegeben wird, in die narzißische Identifizierung geflüchtet, so betätigt sich an diesem Ersatzobjekt der Haß, indem er es beschimpft, erniedrigt, leiden macht und an diesem Leiden eine sadistische Befriedigung gewinnt. Die unzweifelhaft genüßreiche Selbstquälerei der Melancholie bedeutet ganz wie das entsprechende Phänomen der Zwangsnervose die Befriedigung von sadistischen und Haßtendenzen¹, die einem Objekt gelten und auf diesem Wege eine Wahrung gegen die eigene Person erfahren haben. Bei beiden Affektionen pflegt es den Kranken noch zu gelingen, auf dem Umwege über die Selbstbestrafung Rache an den ursprünglichen Objekten zu nehmen und ihre Lieben durch Vermittlung des Krankseins zu quälen, nachdem sie sich in die Krankheit begeben haben, um ihnen ihre Feindseligkeit nicht direkt zeigen zu müssen. Die Person, welche die Gefühlsstörung des Kranken hervorgerufen, nach welcher sein Kranksein orientiert ist, ist doch gewöhnlich in der nächsten Umgebung des Kranken zu finden. So hat die Liebesbesetzung des Melancholischen für sein Objekt ein zweifaches Schicksal erfahren; sie ist zum Teil auf die Identifizierung regrediert, zum anderen Teil aber unter dem Einfluß des Ambivalenzkonflikts auf die ihm nähere Stufe des Sadismus zurückversetzt worden.

Erst dieser Sadismus löst uns das Rätsel der Selbstmordneigung, durch welche die Melancholie so interessant und so – gefährlich wird. Wir haben als den Urzustand, von dem das Triebleben ausgeht, eine so großartige Selbstliebe des Ichs erkannt, wir sehen in der Angst, die bei Lebensbedrohung auftritt, einen so riesigen Betrag der narzißischen Libido frei werden, daß wir es nicht erfassen, wie dies Ich seiner Selbstzerstörung zustimmen könne. Wir wußten zwar längst, daß kein Neu-

¹ Über deren Unterscheidung siehe den Aufsatz über „Triebe und Triebstärkale“ [(1915 c), S. 100–2, oben].

roriker Selbstmordabsichten verspürt, der solche nicht von einem Mordimpuls gegen andere auf sich zurückwendet, aber es blieb unverändert, durch welches Kräftespiel eine solche Absicht sich zur Tat durchsetzen kann. Nun lehrt uns die Analyse der Melancholie, daß das Ich sich nur dann töten kann, wenn es durch die Rückkehr der Objektbesetzung sich selbst wie ein Objekt behandeln kann, wenn es die Feindseligkeit gegen sich richten darf, die einem Objekt gilt und die die ursprüngliche Reaktion des Ichs gegen Objekte der Außenwelt vertritt. (Siehe »Triebe und Triebchicksale« [oben, S. 98]). So ist bei der Regression von der narzißischen Objektwahl das Objekt zwar aufgehoben worden, aber es hat sich doch mächtiger erwiesen als das Ich selbst. In den zwei entgegengesetzten Situationen der äußersten Verliebtheit und des Selbstmordes wird das Ich, wenn auch auf gänzlich verschiedenen Wegen, vom Objekt überwältigt¹.

Es liegt dann noch nahe, für den einen auffälligen Charakter der Melancholie [s. oben, S. 202], das Hervortreten der Verarmungsangst, die Ableitung der aus ihren Verbindungen gerissenen und regressiv verwandelten Analerotik zuzulassen.

Die Melancholie stellt uns noch vor andere Fragen, deren Beantwortung uns zum Teil entgeht. Daß sie nach einem gewissen Zeitraum abgelaufen ist, ohne nachweisbare grobe Veränderungen zu hinterlassen, diesen Charakter teilt sie mit der Trauer. Dort fanden wir die Auskunft [oben, S. 198–9], die Zeit werde für die Detaildurchführung des Gebotes der Realitätsprüfung benötigt, nach welcher Arbeit das Ich seine Libido vom verlorenen Objekt freibekommen habe. Mit einer analogen Arbeit können wir das Ich während der Melancholie beschäftigen denken; das ökonomische Verständnis des Herganges bleibt hier wie dort aus. Die Schlaflosigkeit der Melancholie bezeugt wohl die Starrheit des Zustandes, die Unmöglichkeit, die für den Schlaf erforderliche allgemeine Einziehung der Besetzungen durchzuführen. Der melancholische Komplex verhält sich wie eine offene Wunde, zieht von allen Seiten Besetzungsenenergien an sich (die wir bei den Übertragungsneurosen »Gegenbesetzungen« geheißten haben) und entleert das Ich bis zur völligen Verarmung²; er kann sich leicht resistent gegen den Schlafwunsch des Ichs erweisen. — Ein wahrscheinlich somatisches, psy-

chogen nicht aufzuklärendes Moment kommt in der regelmäßigen Linderung des Zustandes zur Abendzeit zum Vorschein. An diese Erfahrungen schließt die Frage an, ob nicht Ichverlust ohne Rücksicht auf das Objekt (rein narzißische Ichkränkung) hinreicht, das Bild der Melancholie zu erzeugen, und ob nicht direkt toxische Verarmung an Ichlibido gewisse Formen der Affektion ergeben kann.

Die merkwürdigste und aufklärungsbedürftigste Eigentümlichkeit der Melancholie ist durch ihre Neigung gegeben, in den symptomatischen gegensätzlichen Zustand der Manie umzuschlagen. Bekanntlich hat nicht jede Melancholie dieses Schicksal. Manche Fälle verlaufen in periodischen Rezidiven, deren Intervalle entweder keine oder eine nur sehr geringfügige Tönung von Manie erkennen lassen. Andere zeigen jene regelmäßige Abwechslung von melancholischen und manischen Phasen, die in der Aufstellung des zyklischen Irreseins Ausdruck gefunden hat. Man wäre versucht, diese Fälle von der psychogenen Auffassung auszuschließen, wenn nicht die psychoanalytische Arbeit gerade für mehrere dieser Erkrankungen Auflösung wie therapeutische Beeinflussung zustande gebracht hätte. Es ist also nicht nur gestartet, sondern sogar geboten, eine analytische Aufklärung der Melancholie auch auf die Manie auszu dehnen.

Ich kann nicht versprechen, daß dieser Versuch voll befriedigend ausfallen wird. Er reicht vielmehr nicht weit über die Möglichkeit einer ersten Orientierung hinaus. Es stehen uns hier zwei Anhaltspunkte zu Gebote, der erste ein psychoanalytischer Eindruck, der andere eine, man darf wohl sagen, allgemeine ökonomische Erfahrung. Der Eindruck, dem bereits mehrere psychoanalytische Forscher Worte geliehen haben, geht dahin, daß die Manie keinen anderen Inhalt hat als die Melancholie, daß beide Affektionen mit demselben »Komplex« ringen, dem das Ich wahrscheinlich in der Melancholie erlegen ist, während es ihn in der Manie bewältigt oder beiseite geschoben hat. Den anderen Anhalt gibt die Erfahrung, daß alle Zustände von Freude, Jubel, Triumph, die uns das Normalvorbild der Manie zeigen, die nämliche ökonomische Bedingtheit erkennen lassen. Es handelt sich bei ihnen um eine Einwirkung, durch welche ein großer, lange unterhaltener oder gewohnheitsmäßig hergestellter psychischer Aufwand endlich überflüssig

¹ [Spätere Überlegungen zum Thema Selbstmord finden sich in *Das Ich und das Es* (1923 b), Kapitel V, sowie auf den letzten Seiten der Abhandlung »Zum ökonomischen Problem des Masochismus« (1924 c), s. unten, S. 319–20 und S. 352–4.]

² [Dieser Vergleich mit einer offenen Wunde erscheint schon (mit zwei Skizzen illu-

striert) in dem ziemlich dunklen Abschnitt VI von Freuds früher Notiz über Melancholie (Freud, 1950 a, Manuskript G, vermutlich im Januar 1895 niedergeschrieben). S. auch die Editorische Vorbemerkung, oben, S. 194.]

wird, so daß er für mannigfache Verwendungen und Abfuhrmöglichkeiten bereitsteht. Also zum Beispiel: Wenn ein armer Teufel durch einen großen Geldgewinn plötzlich der chronischen Sorge um das tägliche Brot enthoben wird, wenn ein langes und mühseliges Ringen sich am Ende durch den Erfolg gekrönt sieht, wenn man in die Lage kommt, einen drückenden Zwang, eine lange fortgesetzte Verstellung mit einem Schläge aufzugeben u. dgl. Alle solche Situationen des freundigen Affekts, und durch die gesteigerte Bereitwilligkeit zu allerlei Aktionen aus, ganz wie die Manie und im vollen Gegensatz zur Depression und Hemmung der Melancholie. Man kann wagen, es auszusprechen, daß die Manie nichts anderes ist als ein solcher Triumph, nur daß es wiederum dem Ich verdeckt bleibt, was es überwunden hat und worüber es triumphiert. Den in dieselbe Reihe von Zuständen gehörigen Alkoholaustausch wird man – insofern er ein heiterer ist – ebenso zurechnen dürfen; es handelt sich bei ihm wahrscheinlich um die toxisch erzielte Aufhebung von Verdrängungsaufwänden. Die Latenmeinung nimmt gern an, daß man in solcher maniakalischer Verfassung darum so bewegungs- und unternehmungslustig ist, weil man so »gut aufgelegt« ist. Diese falsche Verknüpfung wird man natürlich auflösen müssen. Es ist jene erwähnte ökonomische Bedingung im Seelenleben erfüllt worden, und darum ist man einerseits in so heiterer Stimmung und andererseits so ungehemmt im Tun.

Setzen wir die beiden Andeutungen zusammen¹, so ergibt sich: In der Manie muß das Ich den Verlust des Objekts (oder die Trauer über den Verlust oder vielleicht das Objekt selbst) überwunden haben, und nun ist der ganze Betrag von Gegenbesetzung, den das schmerzhaft Leiden der Melancholie aus dem Ich an sich gezogen und gebunden hatte, verfügbar geworden [s. S. 206]. Der Manische demonstriert uns auch unverkennbar seine Befreiung von dem Objekt, an dem er gelitten hatte, indem er wie ein Heißhungeriger auf neue Objektbesetzungen ausgeht.

Diese Aufklärung klingt ja plausibel, aber sie ist erstens noch zu wenig bestimmt und läßt zweitens mehr neue Fragen und Zweifel auftauchen, als wir beantworten können. Wir wollen uns der Diskussion derselben nicht entziehen, wenn wir auch nicht erwarten können, durch sie hindurch den Weg zur Klarheit zu finden.

Zunächst: Die normale Trauer überwindet ja auch den Verlust des Objekts und absorbiert gleichfalls während ihres Bestandes alle Energien¹ [Den »psychoanalytischen Eindruck« und die »allgemeine ökonomische Erfahrung«.]

des Ichs. Warum stellt sich bei ihr die ökonomische Bedingung für eine Phase des Triumphes nach ihrem Ablaufe auch nicht andeutungsweise her? Ich finde es unmöglich, auf diesen Einwand kurzerhand zu antworten. Er macht uns auch darauf aufmerksam, daß wir nicht einmal sagen können, durch welche ökonomischen Mittel die Trauer ihre Aufgabe löst [vgl. S. 199]; aber vielleicht kann hier eine Vermutung ausshelfen. An jede einzelne der Erinnerungen und Erwartungssituationen, welche die Libido an das verlorene Objekt geknüpft zeigen, bringt die Realität ihr Verdict heran, daß das Objekt nicht mehr existiere, und das Ich, gleichsam vor die Frage gestellt, ob es dieses Schicksal teilen will, läßt sich durch die Summe der narzißischen Befriedigungen, am Leben zu sein, bestimmen, seine Bindung an das vernichtete Objekt zu lösen. Man kann sich etwa vorstellen, diese Lösung gehe so langsam und schrittweise vor sich, daß mit der Beendigung der Arbeit auch der für sie erforderliche Aufwand zerstreut ist¹.

Es ist verlockend, von der Mumifikation über die Arbeit der Trauer den Weg zu einer Darstellung der melancholischen Arbeit zu suchen. Da kommt uns zuerst eine Unsicherheit in den Weg: Wir haben bisher den topischen Gesichtspunkt bei der Melancholie noch kaum berücksichtigt und die Frage nicht aufgeworfen, in und zwischen welchen psychischen Systemen die Arbeit der Melancholie vor sich geht. Was von den psychischen Vorgängen der Affektion spielt sich noch an den aufgelaassenen unbewußten Objektbesetzungen, was an deren Identifizierungssersatz im Ich ab?

Es spricht sich nun rasch aus und schreibt sich leicht nieder, daß die »unbewußte (Ding-) Vorstellung² des Objekts von der Libido verlassen wird«. Aber in Wirklichkeit ist diese Vorstellung durch ungezählte Einzelindrücke (unbewußte Spuren derselben) vertreten, und die Durchführung dieser Libidobziehung kann nicht ein momentaner Vorgang sein, sondern gewiß wie bei der Trauer ein langwieriger, allmählich fortschreitender Prozeß. Ob er an vielen Stellen gleichzeitig beginnt oder eine irgendwie bestimmte Reihenfolge enthält, läßt sich ja nicht leicht unterscheiden; in den Analysen kann man oft feststellen, daß bald diese, bald jene Erinnerung aktiviert ist und daß die gleichlautenden, durch ihre Monotonie ermüdenden Klagen doch jedesmal von einer

¹ Der ökonomische Gesichtspunkt ist bisher in psychoanalytischen Arbeiten wenig berücksichtigt worden. Als Ausnahme sei der Aufsatz von V. Tausk, »Entwertung des Verdängungsmotivs durch Rekompense« (1913) hervorgehoben.

² [Vgl. »Das Unbewußte« (1915 e), editorische Anmerkung auf S. 159, oben.]

anderen unbewußten Begründung herrühren. Wenn das Objekt keine so große, durch tausendfältige Verknüpfung verstärkte Bedeutung für das Ich hat, so ist sein Verlust auch nicht geeignet, eine Trauer oder eine Melancholie zu verursachen. Der Charakter der Einzeldurchführung der Libidoablösung ist also der Melancholie wie der Trauer in gleicher Weise zuzuschreiben, stützt sich wahrscheinlich auf die gleichen ökonomischen Verhältnisse und dient denselben Tendenzen.

Die Melancholie hat aber, wie wir [S. 204 f.] gehört haben, etwas mehr zum Inhalt als die normale Trauer. Das Verhältnis zum Objekt ist bei ihr kein einfaches, es wird durch den Ambivalenzkonflikt kompliziert. Die Ambivalenz ist entweder konstitutionell, d. h. sie hängt jeder Liebesbeziehung dieses Ichs an, oder sie geht gerade aus den Erlebnissen hervor, welche die Drohung des Objektverlustes mit sich bringen. Die Melancholie kann darum in ihren Veranlassungen weit über die Trauer hinausgehen, welche in der Regel nur durch den Realverlust, den Tod des Objekts, ausgelöst wird. Es spint sich also bei der Melancholie eine Unzahl von Einzelkämpfen um das Objekt an, in denen Haß und Liebe miteinander ringen, die eine, um die Libido vom Objekt zu lösen, die andere, um diese Libidoposition gegen den Ansturm zu behaupten. Diese Einzelkämpfe können wir in kein anderes System verlegen als in das *Ubw*, in das Reich der sachlichen Erinnerungsspuren (im Gegensatz zu den Wortbesetzungen). Ebendort spielen sich auch die Lösungsversuche bei der Trauer ab, aber bei dieser letzteren besteht kein Hindernis dagegen, daß sich diese Vorgänge auf dem normalen Wege durch das *Vbw* zum Bewußtsein forsetzen. Dieser Weg ist für die melancholische Arbeit gesperrt, vielleicht infolge einer Mehrzahl von Ursachen oder des Zusammenwirkens derselben. Die konstitutive Ambivalenz gehört an und für sich dem Verdrängten an, die traumatischen Erlebnisse mit dem Objekt mögen anderes Verdrängte aktiviert haben. So bleibt alles an diesen Ambivalenzkämpfen dem Bewußtsein entzogen, bis nicht der für die Melancholie charakteristische Ausgang eingetreten ist. Er besteht, wie wir wissen, darin, daß die bedrohte Libidobesetzung endlich das Objekt verläßt, aber nur, um sich auf die Stelle des Ichs, von der sie ausgegangen war, zurückzuziehen. Die Liebe hat sich so durch ihre Flucht ins Ich der Aufhebung entzogen. Nach dieser Regression der Libido kann der Vorgang bewußt werden und repräsentiert sich dem Bewußtsein als ein Konflikt zwischen einem Teil des Ichs und der kritischen Instanz.

Was das Bewußtsein von der melancholischen Arbeit erfährt, ist also

nicht das wesentliche Stück derselben, auch nicht jenes, dem wir einen Einfluß auf die Lösung des Leidens zutrauen können. Wir sehen, daß das Ich sich herabwürdigt und gegen sich wütet, und verstehen sowenig wie der Kranke, wozu das führen und wie sich das ändern kann. Dem unbewußten Stück der Arbeit können wir eine solche Leistung eher zuschreiben, weil es nicht schwerfällt, eine wesentliche Analogie zwischen der Arbeit der Melancholie und jener der Trauer herauszufinden. Wie die Trauer das Ich dazu bewegt, auf das Objekt zu verzichten, indem es das Objekt für tot erklärt und dem Ich die Prämie des Anlebensbleibens bietet [s. S. 209], so lockert auch jeder einzelne Ambivalenzkampf die Fixierung der Libido an das Objekt, indem er dieses entwertet, herabsetzt, gleichsam auch erschlägt. Es ist die Möglichkeit gegeben, daß der Prozeß im *Ubw* zu Ende komme, sei es nachdem die Wut sich ausgetobt hat, sei es nachdem das Objekt als wertlos aufgegeben wurde. Es fehlt uns der Einblick, welche dieser beiden Möglichkeiten regelmäßig oder vorwiegend häufig der Melancholie ein Ende bereitet und wie diese Beendigung den weiteren Verlauf des Falles beeinflusst. Das Ich mag dabei die Befriedigung genießen, daß es sich als das Bessere, als dem Objekt überlegen anerkennen darf.

Mögen wir diese Auffassung der melancholischen Arbeit auch annehmen, sie kann uns doch das eine nicht leisten, auf dessen Erklärung wir ausgegangen sind. Unsere Erwartung, die ökonomische Bedingung für das Zustandekommen der Manie nach abgelaufener Melancholie aus der Ambivalenz abzuleiten, welche diese Affektion beherrscht, könnte sich auf Analogien aus verschiedenen anderen Gebieten stützen; aber es gibt eine Tatsache, vor welcher sie sich beugen muß. Von den drei Voraussetzungen der Melancholie: Verlust des Objekts, Ambivalenz und Regression der Libido ins Ich, finden wir die beiden ersten bei den Zwangsvorwürfen nach Todesfällen wieder. Dort ist es die Ambivalenz, die unzweifelhaft die Triebfeder des Konflikts darstellt, und die Beobachtung zeigt, daß nach Ablauf desselben nichts von einem Triumph einer manischen Verfassung erübrigt. Wir werden so auf das dritte Moment als das einzig wirksame hingewiesen. Jede Anhäufung von zunächst gebundener Besetzung, welche nach Beendigung der melancholischen Arbeit frei wird und die Manie ermöglicht, muß mit der Regression der Libido auf den Narzissmus zusammenhängen. Der Konflikt im Ich, den die Melancholie für den Kampf um das Objekt eintauscht, muß ähnlich wie eine schmerzhaft Wunde wirken, die eine außerordentlich hohe Gegenbesetzung in Anspruch nimmt. Aber hier

wird es wiederum zweckmäßig sein, halbtzumachen und die weitere Aufklärung der Manie zu verschieben, bis wir Einsicht in die ökonomische Natur zunächst des körperlichen und dann des ihm analogen seelischen *Schmerzes* gewonnen haben¹. Wir wissen es ja schon, daß der Zusammenhang der verwickelten seelischen Probleme uns nötigt, jede Untersuchung unvollendet abzubrechen, bis ihr die Ergebnisse einer anderen zu Hilfe kommen können².

Jenseits des Lustprinzips
(1920)

¹ [S. oben, S. 108, Anm. 1.]

² [Zusatz 1925:] S. die weitere Fortsetzung des Problems der Manie in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921 c) [Studienausgabe, Bd. 9, S. 121–4].